

Nr. 24. **Bromberg, den 2. Februar** **1927.**

Jenny auf Reisen.

Ein artiger Roman von Hans Bachwitz.

Dritte Station.

Traurige Bilanz, der ehrenvolle Ruf, Herr Pips und der unbekannte Tänzer.

1.

Acht Tage währte nun schon der gräßliche Streik, und die Gäste von Adlersgreif, soweit ihnen Gott und geglückte Spekulationen nicht zu Automobilen verholfen hatten, sahen für absehbare Zeit keine Möglichkeit, die Gegend zu wechseln. Aus Zeitungen, die fast täglich mit Flugzeugen gebracht wurden, ersah man, daß die Verhandlungen über den Abbruch des Streiks zwar sehr aussichtsreich waren, daß aber mit Sicherheit nichts Genaues über sein Ende vorherzusagen war. Ein findiger Unternehmer aus Wien hatte im Dorfe Neun am Rain einen Autostart eingerichtet, von wo er in vier mittelalterlichen Kraftwagen einen Verkehr bis zur italienischen Grenze, die in acht Stunden zu erreichen sein sollte, eröffnen wollte. Aber das Geschäft blühte nicht auf. Erstens verlangte der neue Posthalter geradezu unmenschliche Preise, und sodann hatten die Eisenbahner gedroht, den Kraftwagenverkehr unter Umständen mit Gewalt zu unterbrechen, was für die Passagtere nicht ganz ungefährlich sein konnte. Vor allem dieses letzte Argument schlug durch, und der Unternehmer kehrte mit seinen vier Schnauferln wehmütig und hohnverfolgt nach Wien zurück.

Jenny Wichler, oder Frau Generalkonsulin Pasada, hatte die ersten Tage sehr angenehm verbracht. Man begegnete ihr mit der größten Aufmerksamkeit, und es machte ihr außerordentliches Vergnügen, die schier unerschöpfliche Pracht des großen gelben Lederkoffers ihrer Firma im besten und stetig wachselnden Lichte zu zeigen. Nach und nach hatten so ziemlich alle Damen ihre Bekanntschaft gesucht und sich eingehend nach der Provenienz ihrer Toiletten und mutmaßlichen Preisen erkundigt. Auch Frau und Fräulein Hefesand hatten schließlich nicht anders gekonnt, als sich der „zwar nicht ganz eindeutigen, aber sicherlich sehr geschmackvoll gekleideten Dame“ vorstellen zu lassen, und Mimi wußte ganz genau, daß sie weder als Tochter des Konrektors Jeremias Hefesend, noch als Sentimentale in Finsterbusch im Teutoburger Wald in der Lage sein werde, ihre Roben, Kleider und Mäntel von Görlitzer und Doppelmann zu beziehen. Diese ernsthaften, mit der Mutter immer und immer wieder erörterten Erwägungen führten schließlich dazu, daß sie Herrn Dr. Weibezahl freundlicher begegnete, der als ihr Gatte bestimmt in der Lage sein mußte, Extravaganzen der angedeuteten Art prompt zu saldieren. Das hatte sie indessen nicht gehindert, auch Francis Fidikuk zu berücksichtigen. Um so mehr als dieser junge Mann seit einigen Tagen ganz besonders gedrückt einherging und an den allgemeinen Mahlzeiten nicht mehr teilnahm. Aber man sah ihn melancholisch umherstreichen, auf Bänken inmitten schützender Büsche sitzen, und da er immer blässer und blässer war, so war er entweder gemütskrank oder er hungerte. Im Vertrauen: ihm widerfuhr beides: er war gemütskrank, weil ihn Jenny — wankelmütig wie alle Frauen — sehr kühl behandelte und weil er aus ökonomischen Gründen von seinem Frühstück den ganzen Tag leben mußte, bis die Streikleitung ihn aus seinen finanziellen Nöten erlösen würde.

Das Krallengespenst der Pleite war es auch, das Jenny bedrohte. Als sie ihre erste Wochenrechnung mit den diversen Nebenausgaben bezahlt hatte, blieb ihr noch ein Betrag von etwa 60 Schillingen. Das Appartement und der appendizielle Aufwand, den es insbesondere von einer so unerhört gekleideten Generalkonsulin verlangte, hatte rasch die Mittel erschöpft, die ihr unerschöpflich erschienen waren. Mit größter Bedrängnis sah sie dem fatalen Termin der zweiten Wochenrechnung in wenigen Tagen entgegen, und kein Wechselverfall hat jemals so düstere Schatten auf die Stirn eines insolventen Akzeptanten oder Giranten vorausgeworfen, wie das korrekte Rechnungsformular im diskreten Kuvert mit dem Aufdruck „Internationales Palasthotel Schloß Adlersgreif“ und dem aufgeklebten schmalen roten Zettelchen „Man bittet. den Betrag bis zum folgenden Mittag zu entrichten!“ Dieselbe Bitte war untereinander ins Englische Italienische und Französische übersetzt.

Die Tage gingen mit Spiel und Tanz, mit Flirt, Promenaden und Klatsch. Die auf Adlersgreif zu unerwünscht langem Aufenthalt verurteilten Gäste wurden in dem unsicheren Gefühl, aufs Ungewisse von der Welt abgeschnitten zu sein, allgemach mißvergnügt. Selbst diejenigen, die noch nicht an Abreise gedacht hatten, als der Streik ausbrach, fühlten sich bedrückt, denn Mißmut in ungewissen Lagen steckt an, und alle litten schwer unter der Unmöglichkeit, sich mit Angehörigen verständigen zu können. Dazu kam, daß die Direktion des Palasthotels sich gezwungen sah. den Pensionspreis zu erhöhen, weil sie die Lebensmittel mit eigenem Auto herbefördern mußte. So berechtigt auch vielleicht diese Maßnahme sein mochte, und so wenig die Mehrzahl der Gäste die gesteigerte Ausgabe empfinden mochte, so sehr empörte man sich dagegen, weil man sich als wehrloses Opfer erpresserischer Maßnahmen fühlte. Ganz besonders Jenny litt unter der neuen, unvorhergesehenen Belastung und gab langsam die Hoffnung auf, diese Insel der Schiffbrüchigen mit Anstand jemals verlassen zu können.

Auch die Damen Hefesand grollten. Es schien bestimmt zu sein, daß Mimi weder bei Fidikuk, noch bei Weibezahl den eignen Herd finden sollte, der mehr denn je Goldes wert war. Fidikuk war tagelang unsichtbar, und Weibezahl spielte mit dem Major und Jacinto ein kompliziertes Kartenspiel. Einzig Dr. Hüngerl war guter Laune. Von ihm war nichts zu holen, ihm war mithin jede Verteuerung des Aufenthalts gleichgültig. Er hatte mit der Direktion ein Abkommen getroffen des Inhalts, daß ihm zum Mittag und zum Abendbrot je ein Gang weniger serviert werden sollte. Was ihm gereicht wurde, langte vollauf zur Stillung seines Hungers, gegen dessen Mühseligkeiten er als geistiger Arbeiter in einem Lande, das in geistigen Arbeitern überhaupt Menschen dritten Ranges sieht, hinreichend trainiert war.

Dennoch war er begünstigt, wie vor allem das kartenspielende Kleeblatt mißgünstig feststellte. Denn er durfte viel mit Jenny spazieren gehen, und die junge, reizende, in bezaubernden Kleidern prunkende Frau bildete einen geradezu peinlichen Kontrest zu dem ewigen schwarzen Schlotterrock des blassen Bücherwurms.

Jenny. so sehr sie merkte, wie sie das snobbistische Publikum in Erstaunen versetzte, hielt dennoch treu zu Dr. Hüngerl. Sie hatte zu diesem blassen, unschönen und linkischen Menschen keine innerliche Beziehung, aber sie empfand seine Nähe beruhigend und troſtreich. Er war für sie eine

Art seelischer Notpfennig und gab ihr das Bewußtsein, daß sie bei ihm immer Verständnis, Rat, vielleicht sogar Hilfe finden würde, wenn die schwankende Brücke, auf der sie über einem Abgrund wandelte, brechen würde.

Seit vorgestern war ein neuer Gast im Hotel. Er war mit einem guten Wagen eingetroffen, sah würdig und Mitte der Vierzig aus, trug einen gepflegten, ebenholzschwarzen Vollbart, solide Kleidung und hatte sich als Direktor Jago Matzikel aus München eingetragen. Zufall und Neigung brachten es mit sich, daß er sich vor allem dem Major von Quistitz angeschlossen hatte, der auch seinerseits über die Bekanntschaft erfreut war, weil Herr Matzikel starkes Interesse für die verkannten strategischen Talente des Führers des 3. Bataillons zeigte und sich stundenlang entwickeln ließ, was geworden wäre, wenn ... Er — Matzikel — selbst gab an, Textilfachmann zu sein und bedeutende Unternehmungen geleitet zu haben, von denen ihn immer ein „ehrenvoller Ruf" an ein anderes, bedeutenderes Etablissement geführt hätte. Er hatte nicht nur in Europa die verschiedensten ehrenvollen Rufe vernommen, nein, auch aus Amerika hatte man gerufen. Und der Major, der ein Talent hatte, seinen Mitmenschen bezeichnende Spitznamen anzuhängen, nannte ihn alsbald den „ehrenvollen Ruf", unter welcher Bezeichnung er bald bekannter wurde, als unter seinem wahren Namen.

Dieser ehrenvolle Ruf hatte als Begleitung einen Hund mit, ein merkwürdiges und, wenn man will, unheimliches Tier. Nicht, daß er Angst oder Grauen eingeflößt hätte, nein: seine Unheimlichkeit lag mehr auf psychologischem Gebiete. Es war, als ob das Geschöpf die geheimsten Wünsche seines Herrn zu erraten, die menschliche Sprache aber fast vollständig zu verstehen imstande war. Machte Matzikel z. B. ein ernstes, sorgenvolles Gesicht, ward die Miene des Hundes unruhig und nachdenksam, und man fühlte geradezu, daß er sich bemühte, den Grund der Kümmernisse seines Herrn zu erraten. Er brachte dann alles mögliche angeschleppt: vom Regenschirm bis zum Taschentuch und ruhte nicht eher, bis Matzikel einen bestimmten Gegenstand nahm und freudig sagte: „Das war's, Herr Pips!"

Herr Pips — er reagierte nur, wenn man ihn so nannte, die Anrede ohne das Höflichkeitswort wäre fruchtlos gewesen — machte sich auch durch diskretes Anschnüffeln sofort mit dem näheren Umgang seines Herrn bekannt, und wenn Matzikel zu ihm sagte: „Herr Pips, sag dem Herrn Major Guten Tag!", so eilte der Wunderhund auf von Quistitz zu, setzte sich artig vor ihn hin und hielt die Pfote her. Er rief den Kellner herbei und hob den Damen Handtäschchen und Taschentücher auf, kurz, er war ein wunderbares Geschöpf.

Äußerlich war Herr Pips kein Adonis. Er ähnelte den drahthaarigen englischen Foxen mit gewissen Anklängen an die Scotch Terriere, war etwa kniehoch, schmutzigbraun von Farbe, mit einer schwarzen und einer weißen Gesichtshälfte und sonderbaren Ohren: eines nämlich stand tütenhoch wie bei einem Bully, das andere schleppte melancholisch herunter wie bei einem Ferkel. Aber sonst war er tadellos, und Herr Matzikel erzählte, er habe ihn einmal vor Jahren in Kairo auf der Straße verhungert und verwildert gefunden, als ihn ein ehrenvoller Ruf direkt zum Khedive geführt habe.

Jenny wollte von dem ehrenvollen Ruf nichts wissen. Ihr war dieser glatte, ölige Herr mit dem abendfüllenden Vollbart unsympathisch und sie hielt ihn in dunklen Kindheitserinnerungen an Rinaldo und andere Räuberhäuptlinge, die man sich allerdings schwer ohne schwarze Gesichtsmaske vorstellen kann, für einen Hochstapler. Desto mehr suchte Matzikel, über Jenny Genaueres zu erfahren. Er befragte sich vor allem bei Quistitz und Jacinto, die aber nur unklare Auskünfte geben konnten.

„Eh, Direktor," meinte der Affenhengst, wie der Major Jacinto neuerdings getauft hatte, „es ist eine Frau in clairobscure. Niemand wird klug aus ihr. Der Major nicht einmal hatte Erfolg. Gestehen Sie zu, daß das ein Wunder ist angesichts der militärischen und anderen Tugenden unseres Freundes!"

„Der Satan ist dein Freund!" dachte ingrimmig der Major, laut aber sagte er: „Davon kann gar keine Rede sein. Ich habe mich davon überzeugt, daß die Dame tadellos ist, und infolgedessen warte ich nun ab. Abwarten habe ich gelernt!" Und er schwenkte wieder in die Geschichte des dritten Bataillons ab.

In ihrer Herzensangst wurde Jenny die Welt zu eng. Was sollte aus ihr werden? Selbst wenn der Streik beendet würde, hätte sie nicht die Mittel gehabt, heimzukehren, nachdem sie bis nunmehr zum folgenden Mittag die Rechnung zu zahlen hatte. Schmachvolle Entdeckung stand bevor. An Görlitzer und Doppelmann telegraphieren? Die ließen sie sofort verhaften! Sich Hüngerl anvertrauen? Er würde gewiß menschliches Verständnis für ihr furchtbares Mißgeschick haben, aber helfen? Helfen konnte der ihr zu allerletzt, denn er aß und wohnte hier ja nur seinen Lotteriegewinn ab, und die Schrecken kurzfristiger Zahlungsforderungen berührten ihn nicht. Jenny gelobte sich, im selben Augenblick Hand an sich zu legen, wo die Situation unhaltbar geworden wäre. Und die Perspektive, ihr junges, schuldlos mit Frevel beladenes Leben durch einen Sturz vom Felsen oder aus dem Fenster zu beenden, bewirkte, daß sie in Tränen ausbrach vor Mitleid mit sich selber.

Die Direktion von Schloß Adlersgreif hatte, um zu zeigen, daß es für ein solches Unternehmen im Interesse der werten Gäste keine Unmöglichkeiten gab, neulich ein Flugzeug in Neun am Rain starten lassen, das ausschließlich Post der Gäste bis zur Grenze zu befördern hatte. Man wollte, wie die Direktion durch liebenswürdigen Anschlag bekannt gegeben hatte, den p. t. Gästen Gelegenheit geben, die werten Angehörigen durch ein Lebenszeichen zu erfreuen. Brief 5 Schilling, Postkarte 3 Schilling exkl. postalische Beförderungsgebühren im Ausland. Das Unternehmen machte sich bezahlt. Jeder hatte geschrieben, und eine besonders große Anzahl von Briefen trug die mit allen möglichen weiblichen Schriftzügen geschriebene Adresse: Firma Görlitzer und Doppelmann, Berlin, Budapester Straße.

Jenny aber hatte nicht geschrieben, so sehr es sie auch trieb, ihrer Mutter wenigstens mitzuteilen daß sie lebe und gesund sei. Wozu noch kurz vor dem Tode schreiben, daß man lebe? Wozu die alte, brave Frau eines in Ehren und mit einer Salve begrabenen Feldwebels a. D. dadurch in schmerzliche Betrübnis stürzen, daß man ihr auseinandersetzte, man sei durch ein namenloses Pech aus einem Fräulein Wichler zu einer Frau Generalkonsul Pasada geworden und halte sich vorübergehend in einem internationalen Palasthotel auf. Konnte die Mutter das fassen und glauben? Nein — ein Mädchen, dem solches passierte, war eine Verlorene!

In tiefer Trauer ging Jenny die Landstraße nach Neun am Rain entlang. Sie wollte allein sein mit sich und ihrem Unglück. Mit der drohenden Wochenrechnung und ihren wenigen Schillingen.

Der vielfach gewundene, breite, infolge voraufgegangenen Regens staubfreie Weg war angenehm in der lauen Kühle des Vormittags. Jenny mochte eine Stunde gewandert sein, da veranlaßte sie ein grobgeschnitztes Erlöserbild unter schmalem Dach am Stamm einer mächtigen Eiche stillzustehen. Das Antlitz des Schmerzgekrönten rührte sie in seiner stummen, sachlichen Qual. War das hier nicht der erhabenste Ausdruck menschlichen Leidens? Und sie hatte Tränen unter den Wimpern und fühlte sich erbärmlicher und verlassener denn je.

Greller Sirenenschrei weckte sie aus ihrem trüben Sinnen. Ein Auto. Sollte sie die Gelegenheit benutzen? Nein! Sie würde den Insassen des Autos, vielleicht frohen und glücklichen Menschen, nur Ungemach bereiten, wenn sie sich vor die Räder warf. Vor dem Tode hat der Mensch eben immer ein Ausrede.

Um ein Krümmung bog knatternd ein langgestreckter grauer Rennwagen. Hinter dem Steuer saß der Führer, ganz in weißes Staubleinen gehüllt, die Brille vor der Kappe. Er sah aus, wie ein riesiger Ochsenfrosch.

Jenny trat zur Seite unter den Erlöser, um das Ungetüm vorbeizulassen. Da stoppte es jäh mit knirschender Bremse und stand still, unter dem angekurbelten Motor vibrierend. Der Führer legte die Hand an die Kappe, beugte sich zu Jenny:

„Verzeihen, bitte, kennen Sie den Weg nach Leupoldskron?"

Jenny verneinte. Sie sei hier selbst fremd und wisse nur den Weg nach Adlersgreif.

„Ist das weit?"

„Mit Ihrem Auto vielleicht zehn Minuten!"

„Dann sollte man am Ende — — — —" meinte der eine Ochsenfrosch zum andern.

„Was versprichst du dir davon?" Merkwürdigerweise hatte der zweite Frosch eine weibliche, etwas fremdländisch klingende Stimme.

„Nun — ich denke mir — — Adlersgreif ist, soviel ich weiß, eleganter und besuchter wie Leupoldskron. Man hat da vielleicht mehr Auswahl!"

„Nun — wenn du noch immer nicht merkst daß, was du suchst, vor dir steht!" Und der weibliche Frosch machte eine Kopfbewegung nach Jenny hin, die eben im Begriff war, weiterzugehen.

„Pardon, meine Gnädigste, einen Moment!" rief der Führer des Rennwagens und sprang mit einem geradezu elektrisch betriebenen Satz aus dem Auto, wobei er die Kappe samt Brille vom Kopf riß.

Er hatte ein scharfes, energisches Gesicht mit hartem Kinn und kantiger Stirn. Die sonst wohl glatt gescheitelten graumelierten Haare waren durch die Kappe in Ver-

wirrung geraten und standen struwwelpeterartig durcheinander. Gekleidet war die Erscheinung in weite, sackartige Beinkleider, deren Bund über die Jacke gezogen war. Die Ärmel steckten in grauen, wildledernen Stulphandschuhen. Allem Anschein nach ein Sportsmann auf einer Konkurrenzfahrt.

„Meine Gnädige — — — Jawohl, du hast recht", schrie er, sich unterbrechend, beinahe jauchzend seiner Begleiterin zu. „Das ist die Richtige — by Jove!" Und er verneigte sich vor Jenny. „Mein Name ist Herleß — Robby Herleß — — — Sie kennen den Namen?"

Aber Jenny kannte ihn nicht, und ein Schatten des Unmuts fiel über das markante Antlitz des Herrn Herleß. „Nicht — nun ja. Aber den Namen Gritt Mahada kennen Sie?"

„Eine Filmschauspielerin, soviel ich weiß!" erwiderte Jenny, die nicht wußte, was man von ihr wollte und die Einsamkeit der Gegend zu bedauern anfing.

„Dort steht sie!" sagte Herr Herleß und deutete auf seine Begleiterin, die allerdings im Moment von vorn nicht zu erkennen war. Sie war nämlich auch ausgestiegen und machte sich, Jenny und ihrem Begleiter die Rückfront zeigend, am Motor zu schaffen, dessen Haube sie auf einer Seite hochgeschlagen hatte. Es zeigte sich, daß sie ganz genau so gekleidet war, wie ihr Begleiter.

„Du mußt ölen, Robby, sonst läuft ein Lager heiß!" sagte sie sachverständig. „Oder — — wart, ich mach's schon! Bring du inzwischen die Sache in Ordnung!" Und schon war sie im Begriff, die Ölkanne loszuschnallen.

(Fortsetzung folgt.)

Irrgarten der Liebe.

Im Spiegelzimmer eingeschlossen und wahnsinnig geworden. — Tragödie einer Londoner Kabarett-Tänzerin.

London hat mal wieder einen Skandal. Weltstädte brauchen derlei von Zeit zu Zeit, sonst versinken auch sie in der Langeweile. Der im Streit der Meinungen schwankende „Held" der Geschichte ist der junge Lord James L., ein eleganter Klubtyp, sehr reich, sehr angesehen, der das Pech hatte, sich in eine Tänzerin namens Rosy Hunwich zu verlieben. Das geschah im Herbst, als dieses junge hübsche Mädchen, das sein Brot durch Auftreten in kleineren Kabaretts verdiente, zufällig für einen Abend ein Engagement zu einem Wohltätigkeitsfest erhielt, das auch Lord James besuchte. Sie tanzte nicht überwältigend, ihre Kunst war nicht weiter aufregend, aber der Lord verliebte sich in sie, und diese Liebe ging anscheinend tiefer, als sie sonst bei derlei Bekanntschaften zu gehen pflegt. Wenigstens bei ihm, während Rosy Hunwich die Angelegenheit vielleicht etwas mehr vom materiellen Standpunkt aus betrachtete. Das war wohl auch der Grund, weshalb sie seinen Worten, er werde sie zur Lady L. machen, keinen rechten Glauben schenkte und ihr Verhältnis zu einem Ingenieur nicht abbrach.

Daß die Familie des Lords über seinen Entschluß entsetzt war, braucht nicht weiter erwähnt zu werden, daß man alle Hebel in Bewegung setzte, um die beiden zu trennen, ist selbstverständlich. So kam man auch hinter das Verhältnis zwischen Rosy und dem Ingenieur, und der Lord brauchte sich nicht anzustrengen, um bald sichere Wahrheitsbeweise in Händen zu haben. Erst die aufgeregte Szene, die er jetzt seiner Geliebten machte, klärte diese über seine wahre Liebe auf, und sie beschloß sofort, die Beziehungen zu dem Ingenieur abzubrechen. Sie bat ihn, sie auf die Probe zu stellen und schlug eine Bedenkzeit vor. Der Lord willigte ein, machte jedoch zur Bedingung, daß sie ein von ihm zu bestimmendes Zimmer zehn Tage lang nicht verlassen werde.

Nun beginnt die Tragödie.

Die Idee an sich mag schon grotesk gelten, denn was soll das für ein Opfer sein, wenn ein junges Mädchen, um eine Lady und Millionärin werden zu können, nichts weiter zu tun braucht, als mal zehn Tage zu Hause zu bleiben? Doch war die Idee noch lange nicht so grotesk wie die Ausführung. Der Lord mietete nämlich ein Zimmer, in welchem er alle Fenster zumauern und Wände und Decke mit Spiegelscheiben auslegen ließ. Hoch oben unter der Decke aber brannte eine einzige Glühbirne, deren Kontakt außerhalb des Zimmers angebracht war, so daß man sie weder an- noch ausdrehen konnte. In dieses Zimmer sperrte er seine Geliebte ein.

Anfangs fühlte sie sich ganz wohl, sie befand sich in einem eleganten Raum, war eingeschlossen, hatte zu essen, was sie wollte, Lektüre Grammophon und so weiter und lebte den ersten Tag über ruhig und still. Als sie abends das Licht auslöschen wollte, sah sie, daß dies unmöglich sei, die Birne brannte Tag und Nacht. Am anderen Morgen war sie schon recht nervös, auch begannen sie die Spiegelscheiben ungemein zu stören. Wohin sie blickte, sah sie nichts als ihr Ebenbild, hundertmal vervielfältigt aus allen Ecken auf sie einstarrend, schließlich konnte sie gar nicht mehr aufblicken, ward melancholisch und schlief schon in der zweiten Nacht kaum eine Minute. Ihr Leiden, eine bis zur Hochspannung gesteigerte Nervosität, ward von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde schlimmer, sie lief umher wie ein wildes Tier, eingesperrt und gefangen, nicht krank und doch nicht gesund, aufgeregt, gereizt, mit Augen, die vom ewigen Licht gerötet und entzündet waren, aus denen sie kaum noch einen Blick tun konnte. Am siebenten Tag konnte sie nichts mehr essen, am achten begann sie zu toben.

Sie zertrümmerte sämtliche Spiegelscheiben, warf mit Gegenständen nach der Glühbirne, bis diese in tausend Atome zersprang und rannte zuletzt mit dem Kopf gegen die Wände, bis sie bewußtlos liegen blieb. Man schaffte sie in ein Irrenhaus, sie war wahnsinnig geworden.

Und nun haben die Angehörigen des jungen Mädchens eine Klage angestrengt, bei der es sich in der Hauptsache um die Höhe der Entschädigung handelt, die der Lord zahlen muß. Der Zustand der Rosy Hunwich soll sich langsam bessern. Der Ausgang des Prozesses ist nicht weiter wichtig, man wird sich auf irgendeiner Pfundbasis einigen, viel wesentlicher sind die Motive, die den jungen Lord veranlaßt haben können, ein so seltsames und grausames Experiment mit seiner Geliebten anzustellen. Es erscheint nicht glaubhaft, daß er sie lediglich auf die Probe stellen wollte, denn sie würde wahrscheinlich nicht so dumm sein, in den zehn Tagen ihr Zimmer verlassen zu haben. Wenn sie aber den Aufenthalt in einem derartig ausstaffierten Raum nicht aushielt, so ist das ja kein Beweis für ihre Untreue. Es scheint eher die Absicht Lord James gewesen zu sein, sie zu bestrafen und ihr auf alle Fälle den Aufenthalt in diesem Raume unmöglich zu machen um sie loszuwerden und nicht als der betrogene Liebhaber, sondern als der Sieger dazustehen. Diese Erklärung ist die einzig plausible, und wenn dem so ist, dürfte der Lord die Partie zwar gewonnen, die Sympathien sich jedoch verscherzt haben. U. E.

Gebirgswinter.

Von Hans Bethge.

Schneeweiße Wintertage in Schreiberhau. Stundenlang zieht man den Rodel auf den lockenden Kamm des Gebirges, über den der Wind wie mit spitzen Messern fegt. Oben in den Bauden wird gegessen, getrunken getanzt und gesungen, zu böhmischer Musik, eine bunte, lustige, vom Zufall zusammengewürfelte Gesellschaft, alle in Sportjacken und Gamaschen, auch die Damen häufig in Sporthosen, die aber nur die Schlanken kleiden, während die Dicken entsetzlich, wie lebendige Karrikaturen darin aussehen. Der Kamm des Gebirges zeigt eine völlig phantastische Physiognomie. An den einzeln stehenden Tannen, Telegraphenstangen und Felsblöcken haben sich die Schneemassen auf so ungeheuerliche Weise zusammen und übereinander geballt, daß die Phantasie eine ganze Welt der unheimlichsten Erscheinungen zu erkennen meint. Es ist, als seien allerlei spukhafte Wesen in heftigen Bewegungen plötzlich zu Eis und Schnee erstarrt. Man sieht jagende Pferde und tanzende Bären, Ritter mit erhobenen Schwertern, ja ganze Reiterschlachten, belastete Dromedare und grotesk hüpfende Känguruhs. Ein unvergleichlicher Winterzauber. Darüber ein veilchenblauer Rivierahimmel und ein so diamanten flirrender Sonnenglanz auf dem blendenden Weiß, daß einem die Augen schmerzen, so daß die Vorsichtigen eine blaue Schneebrille auf den Rücken ihrer werten Nase klemmen.

Und dann schießt man vom Kamme in das Tal hinab, und wenn man in den allertiefsten Winter hineinfahren will, so lenkt man nach der rauhen böhmischen Seite hinunter, nach Neuwelt, dem einsamen Glashüttendorf, das mit seinen alten, riesigen, bis zur Erde hinabreichenden Holzdächern ganz verschlafen und verträumt unter den tiefen Lasten des Schnees daliegt, eine liebe, weiße, weltverborgene Idylle ...

An einem barschen sonnenlosen Tage zog ich den Rodel zur alten schlesischen Baude hinan. Der Wind heulte durch den Wald und fegte mächtige Ballen zerstäubenden Schnees von den Bäumen. Leute kamen mir entgegen und sagten: es ist unmöglich, die Baude zu erreichen, ein Schneesturm wütet dicht davor, man kann sie nicht passieren. Als ich oben an den Rand des Waldes kam, sah ich vor mir ein tobendes, rasendes Element, wie das aufgeregte Meer. Ein eisiger Sturm heulte vom Kamm die Halde herunter und führte harten, gefrorenen Schnee, gleich Glassplittern, mit sich. Die Schneewehe war so dicht, daß man die gleich da-

hinter liegende Baude nicht erkennen konnte. Eingerammte Stangen dienten als Wegweiser. Ich warf mich in das Brausen hinein und erkämpfte mir Schritt für Schritt einen Weg, die Stangen als Richtschnur nehmend. Der Rodel behinderte mich in ärgerlicher Weise; er stand an der Leine wie ein wirbelnder Drachen in der Luft. Ich lehnte mich schief gegen den Sturm, die Eissplitter zerrissen mir die Backen zuweilen blieb ich stehen und neigte mich der Windabseite zu, da mich die Lungen schmerzten und mir der Atem ausging. Als ich zur Hälfte hindurch war, kam mir der Gedanke umzukehren, da die Kräfte nachließen. Doch nahm ich den Kampf wieder auf, und als ich dann drüben anlangte und nach der eisigen Türklinke der Baude griff, schlotterten mir die Glieder, der Körper war in Schweiß gebadet, das Gesicht blutete, das Herz hämmerte wild, der ganze Kerl war einer völligen Erschöpfung nahe. Die Baudenleute gaben mir Kognak und erzählten allerhand grausige Geschichten vom Winter. Man habe ein Mädchen zehn Schritte neben der elterlichen Baude erfroren aufgefunden, da die Kräfte die Herumirrende im letzten Augenblick verlassen hätten.

Jenes tobende Element dort oben ist die rauheste trotzigste, erregteste und unheimlichste Form, in der mir der Winter bisher begegnet ist.

Der Geiger.

Anekdote von Hans Hammer.

Zur Zeit des Wiener Kongresses, in den Jahren 1814 und 1815, war am Hofe zu Wien alles vereinigt, was nur irgend Anspruch auf eine ausgezeichnete Stellung im Leben machen konnte und Kaiser Franz ergriff mit Begierde jede Gelegenheit, seinen Gästen den Aufenthalt in seiner Haupt- und Residenzstadt so angenehm wie möglich zu machen.

Eines Tages kam auch die Rede auf den Violinspieler Clement und seine außerordentlichen Leistungen auf der Geige. Kaiser Alexander von Rußland äußerte den Wunsch, dieses Phänomen unter den Violinspielern zu hören und Clement ward an einem der folgenden Tage in die Hofburg beschieden.

Das Konzert hatte längst begonnen und ungeduldig fragte Kaiser Franz, wo denn Clement bleibe.

Da meldete ein Kämmerherr, daß der Geiger im Vorsaale stehe, aber nicht einzutreten wage, weil er keine Violine habe, um darauf zu spielen. Seine Geige, ein einfaches Instrument, war einige Tage zuvor zum Trödler gewandert, wie das im Leben des Künstlers oft vorkam.

Auf des Kaisers Befehl wurde dem Harrenden eine herrliche Geige, eine echte Amati, gereicht. Er trat in den Konzertsaal und begeisterte die Anwesenden durch sein meisterhaftes Spiel so sehr, daß Kaiser Alexander, dem der Vorfall mitgeteilt worden war, am Schlusse des Konzerts Clement die wundervolle Violine, auf der er gespielt hatte, als Geschenk überreichte.

Acht Tage darauf wurde der Künstler wieder an den Hof beschieden. Er erschien und hatte zwar eine Geige bei sich, aber nicht mehr die Amati, denn diese hatte sich aus bekannten Gründen längst wieder in eine billige Geige verwandelt.

Allein der Geiger riß trotz des schlechten Instrumentes, durch die Kraft und Fülle des Tons, durch die Tiefe und Innerlichkeit, die aus seinem seelenvollen Spiele sprachen, und durch die Sicherheit und Leichtigkeit in der Überwindung der größten Schwierigkeiten ebenso sehr zur Bewunderung hin wie das erstemal, und zwar in solchem Maße, daß niemand die herrliche Amati vermißte, als eben der Kaiser Alexander, welcher nach Beendigung des Konzerts zu Clement trat und ihm leise ins Ohr sagte:

„Lieber Clement! Heute werde ich Ihnen ein Präsent in Geld reichen lassen. Denn wollte ich Ihnen nach jedem Konzert eine Amati zum Geschenk machen, so würde bald keine mehr aufzutreiben sein."

Selbstmordversuch der Isadore Duncan.

Die berühmte Tänzerin Isadore Duncan, deren Stern jedoch durch den Glorienschein der Pawlowna in letzter Zeit stark verblaßt ist, hat kürzlich in Nizza einen Selbstmordversuch unternommen. Natürlich nicht auf eine primitive Art. Die Isadore war ja immer exzentrisch in all ihrem Tun. Sie hat Zeit ihres Lebens Sorgen gehabt. Sorgen mannigfacher Art. Es fing damit an, daß sie den Tanz von dem banalen Klassizismus befreien wollte. Sie begann vor Jahrzehnten in Paris zunächst in sehr leichten durchsichtigen Kostümen zu tanzen, was ihr die Animosität aller Ballettensen, der konservativen Kritiker und der Polizeikommissare zutrug. Um so mehr begeisterten sich die Poeten und Künstler für sie. Vor allem verehrte sie Rodin wie eine Göttin. Die meisten Sorgen bereitete der Isadore jedoch die Liebe. Während ihr Körper alterte, verjüngte sich ihr Herz, ihr ganzes Liebesempfinden. In Moskau war sie einige Zeit eine begeisterte Bolschewistin und heiratete hier den jungen, sehr talentierten russischen Dichter Jessenin. Dieser aber trank, wie nur ein Russe trinken kann und schlug und stieß die Isadore mit den Füßen. Schließlich verließ er sie und beging Selbstmord.

Vorher hatte die Isadore in Frankreich ihre zwei Kinder auf eine höchst tragische Art verloren: Sie ertranken vor den Augen der unglückseligen Mutter. In letzter Zeit hatte die Duncan unter schweren materiellen Sorgen zu leiden. Sie mußte ihr hübsches Haus in Neuilly bei Paris aufgeben: dieses fiel unter den Hammer. Freunde schenkten ihr Geld zum Umzug nach der Riviera. Natürlich reiste sie nicht allein. Sie nahm ihren jungen feurigen Pianisten Serow mit. Beide bereiteten hier ein Studium vor und ernteten schließlich neuen beispiellosen Ruhm.

Plötzlich aber gesellte sich zu der Künstlergruppe eine junge Amerikanerin, die zu dem Pianisten Serow in heißer Liebe entbrannte. Vor einigen Tagen hatte die Isadore einige Freunde und Freundinnen zum Diner gebeten, das nach antiker Art wunderbar schön und — frei war. Man sprach von Kunst und Liebe, trank Champagner und Chartreuse, entzückte sich an dichterischen Vorträgen — als plötzlich der Pianist Serow, so berichten die Pariser Blätter, im Gesicht geisterhaft blaß, von seinem Sitze aufsprang: Ein Gast hatte die junge Amerikanerin geküßt. Der Pianist gebärdete sich wie ein Irrsinniger. Ohne ein Wort zu sprechen, zerschlug er das gesamte Tafelgeschirr, stieß die Tischchen um, zertrümmerte die Lampen, ergriff schließlich die Amerikanerin und trug sie nach seinem Zimmer. Die eifersüchtige Isadore Duncan folgte ihm und verlangte, daß er die Tür öffne. Man gab ihr keine Antwort. Darauf drohte die Isadore: „Öffne, oder ich tue dasselbe, was Jessenin getan!" Serow aber lachte sie aus.

Darauf schmückte sich die Isadore, trat ins Freie hinaus und schritt ganz langsam, das Antlitz zum silbernen Mond erhoben, in das ganz nahe gelegene Meer hinein. Das Wasser reichte ihr bald bis an den Gürtel, dann an die Brust. Jetzt erhob sie die Arme flehend zum Himmel empor. Als das Wasser schon ihre Schultern erreichte, sprang ihr ein englischer Offizier nach und zog sie aus dem Wasser heraus. Er brachte sie nach ihrer Wohnung. Als sie die Augen aufschlug, sagte sie leise: „Nicht wahr, das wäre eine wundervolle Szene fürs Kino." Man legte sie, nachdem Damen sie mit trockenen Kleidern versehen hatten, auf den griechischen Diwan und sie sprach zu ihren Gästen mit wehmütigem Lächeln: „Wahrscheinlich wird mir das Schicksal noch manches Vergnügen bereiten." A. E. M.



Bunte Chronik



* **Eisbrecher.** Bei strenger Kälte könnte in vielen Häfen die Schiffahrt gar nicht weiter betrieben werden, wenn nicht die Eisbrecher ans Werk gingen. Eisbrecher, die regelmäßig in russischen und auch kanadischen Häfen verwendet werden, sind besonders konstruierte schwere Schiffe, die nebenbei als Schlepper dienen. Tritt der Eisbrecher in Funktion, so klettert er gewissermaßen auf die Eisfläche hinauf und drückt das Eis durch seine Schwere auseinander. Um dieses Hinaufgleiten auf die Eisfläche zu ermöglichen, wird das Hinterteil des Schiffes durch Wasserballast so schwer gemacht, daß das Vorderteil leichter in die Höhe gehen kann. Die schwersten Eisbrecher durchbrechen Eisflächen von gewaltiger Stärke und sichern so die Schiffahrt oder machen festgefrorene Schiffe wieder frei.

*

* **Das Erbe Valentinos.** Das Haus des verstorbenen Valentinos in Beverley Hills ging bei der Versteigerung der Nachlassenschaft des Filmschauspielers für 145 000 Doll. (604 000 Mark) an einen Juwelier in Neuyork über. Fünf Automobile erbrachten 12 500 Dollars (52 500 Mark). Zu der Nachlassenschaft gehörten auch vier Pferde, darunter das berühmte „Firefley", überall in der Welt bekannt in dem Valentino-Film „Der Sohn des Scheiks". „Fireflen" erbrachte 1125 Dollars (4725 Mark). Ein anderes Pferd, das schwarze Vollblut „Jakur" wurde für 425 Dollars (1785 M.), der Hengst „Rannadan" für 1000 Dollars (4200 Mark) und das vierte Pferd „Harun" für 600 Dollars (2520 Mark) verkauft. Der Gesamtbetrag der Versteigerung geht etwas über eine Million hinaus.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.